

Nr. 228. Bromberg, den 4. Oktober 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

Urheberschutz für (Copyright by) Carl Duncker-Verlag Berlin W. 62.

(16. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten)

Schaffen Sie etwas — bringen Sie etwas zuwege!"

„Und was sollte das wohl sein?" Soll ich bei Ihnen die Zimmer fegen und die Wäsche waschen?"

Mogi lachte. Das sind nun wieder mehr Frauenarbeiten. — Nein, ich habe etwas viel Besseres für Sie.

Ich sprach eben flüchtig mit meinem Bruder. Martin fährt morgen fort. Für ein Jahr nach China. Gehen Sie heute ins Hotel und kommen Sie morgen zu mir. Sie können Martins Zimmer mieten. Ich werde es Ihnen ganz billig lassen, denn Sie werden vorläufig noch nicht viel verdienen. Ich gehe dann mit Ihnen zu Martins Firma und spreche mit meinem Freund Grasmück. Wenn Martin plötzlich geht, wird die Walrond sicher einen neuen Fahrer brauchen."

„Einen was — —?"

„Einen neuen Motorradfahrer. Sie haben doch einen Führerschein und können fahren?"

„Ich bin sogar schon Rennen gefahren! Robert hat es mir dann verboten."

„Na, also — das klappt ja wunderbar! Sie fangen als Expreßfahrer an und liefern mir Ihr Gehalt ab. Genau wie Martin. Dafür wohnen und essen Sie bei mir. — Das ist mein Vorschlag. Schlagen Sie ein!"

Sie lachte ihn mit einem warmen Blick aus ihren braunen Augen an. Es war schwer ihr zu widerstehen.

Eppos Gesicht hellte sich auf. Er setzte sich neben sie auf das Geländer und legte seinen Arm um ihren Nacken.

„Kleine Mogi, haben Sie mich denn so gern, daß Sie so für mich sorgen wollen?"

„Aber nein!" lachte sie und ließ seinen Arm. „Sie sind ein lieber netter Junge, sonst würde ich nicht mit Ihnen zusammen wohnen wollen. Aber deshalb brauchen Sie mir jetzt keinen Kuß zu geben! Im Gegenteil — so will ich es nicht haben. Wir wollen es nicht gleich am ersten Tage falsch machen! — Sie brauchen jemand, der sich etwas um Sie kümmert — Sie werden es nicht leicht haben in der ersten Zeit. Und ich — mein Gott, ich muß einen Menschen haben, um den ich mich ein bissel sorgen kann. Das ist so wie jede andere schlechte Gewohnheit. Gestern dachte ich noch anders. Heute weiß ich, daß ich irgendeinen Martin immer brauchen werde. — Sehen Sie, so tun wir uns beide einen Gefallen, Eppo."

Er nickte. Ich will gern zu Ihnen kommen, Mogi. Ich glaube, Sie können mir wirklich helfen. Aber Robert — er wird sich furchtbar aufregen, wenn ich gar nicht wiederkomme."

„Ihr Bruder muß genau so erzogen werden wie Sie — trotz seiner fünfunddreißig Jahre. Es wird für ihn eine gute Lehre sein!"

Es war dunkel geworden.

Ein kühler Luftstrom stieg aus dem Wasser und machte die beiden frösteln.

Eppo sah auf die schwarze glitzernde Fläche.

„Als Sie mich vorhin anriefen, träumte ich, das wäre der Nil. — Dort habe ich einmal eine Frau sehr — sehr gern gehabt. — Robert hat sie mir genommen. Ich liebe sie heute noch —"

Mogi fuhr ihm leicht über das Haar.

„Wir sind noch sehr jung, Eppo. Das kommt alles wieder. — Aber dann stehen wir auf beiden Beinen — auf eigenen!

„Dann kann uns niemand nehmen, was wir lieben."

— — — — — —

XVIII.

Die Fusion mit Schwab u. Gerlach war nach der Rückkehr Waldemar Walronds aus Ägypten in die Wege geleitet worden. Die beabsichtigten Wirkungen hatten sich sofort fühlbar gemacht.

Walrond wurde konkurrenzlos, denn das Material, das er benötigte, wurde ihm jederzeit nach Wunsch hergestellt, ohne daß er an langfristige Orders gebunden war.

Es gab keine Modefarbe, keinen neuen Stoff, keine neue Machart, die er nicht als erster auf den Markt bringen konnte!

Schwab u. Gerlach ihrerseits konnten durch die feste Bindung des größten deutschen Verbrauchers ihre Produktion fast verdoppeln, ohne ein Risiko einzugehen, zumal fast alle übrigen Firmen in dem Fahrwasser des großen Konfektionskonzerns schwammen.

Durch die Zusammenlegung und ein weitläufiges Kreditsystem war so viel Kapital flüssig geworden, daß Walrond in der Lage war, einen seiner schärfsten Konkurrenten, der auf das Gerücht der bevorstehenden Fusion an ihn herangetreten war, aufzukaufen.

Waldemar Walrond konnte zufrieden sein.

Und er wäre es auch gewesen, wenn ihn nicht das Verhalten seiner Tochter stark beunruhigt hätte.

Immer wieder verstand sie es, die endgültige Verbindung mit Erwin Schwab hinauszuschieben. Diese Verbindung, die er als letztes und haltbarstes Band zwischen den vereinigten Firmen anstrebte.

Wenn das so weiterging, mußte Waldemar Walrond fürchten, daß eines Tages von dieser Seite ein Skandal heraufbeschworen wurde, der das ganze mühsam errichtete Gebäude wieder einstürzen konnte. Denn noch war die Zusammenarbeit mit Schwab u. Gerlach nur als Versuch gedacht, stützte sich auf provisorische Abkommen, konnte jederzeit wieder gesprengt werden.

Hugo Schwab hatte erst bei seinem letzten Zusammensein mit ihm angedeutet, daß er sich nicht nur aus geschäftlichen, sondern auch aus privaten Gründen außerordentlich über die Wahl seines Sohnes freue. Es sei an der Zeit, daß Erwin, der bis jetzt ein recht unübersichtliches und kostspieliges Leben geführt habe, in die Hände einer so klugen und anziehenden Frau käme, wie es Lilith sei. Sie würde ihm das geben, was ihm noch zu einem vorbildlichen Kaufmann fehle — die Solidität einer häuslichen Existenz.

Das war deutlich gewesen. Und Waldemar Walrond wußte, daß der alte Schwab in Dingen des privaten Lebens sehr empfindlich war.

Aber er konnte natürlich das Mädel nicht zwingen. — Jetzt hatte es wieder einen neuen Vorwand: Erwin sei in letzter Zeit wieder häufig mit seiner früheren Freundin Trude Zimmer in verschiedenen Vergnügungslokalen gesehen worden. Das seien doch wohl nicht die richtigen Voraussetzungen für die Ehe, die einer Lilith Walrond zukomme.

Damit hatte das Mädel zweifellos recht. Und Walrond, der sich von der Stichhaltigkeit dieser Gerüchte überzeugt hatte, entschloß sich zu einem energischen Schritt.

Trude Zimmer, ehemals Probierdame, jetzt erste Verkaufsdirekterice der Walrond-AG., wurde eines Tages in das Privatkontor des lieben Gottes gerufen. — Walrond bot ihr die stattliche Summe von 50 000 M. an, wenn sie sich verpflichtete, jeden Verkehr mit Erwin Schwab aufzugeben. Die Summe sollte ihr einen Tag vor der Trauung Erwins mit seiner Tochter Lilith ausgezahlt werden.

Trude Zimmer hörte sich dieses mit geschäftsmäßiger Kühle vorgetragene Angebot mit weit aufgerissenen Puppenaugen an. Dann brach sie in ein wildes Geheul aus. — Sie sei eine anständige Frau, sie liebe ihren Erwin —jawohl, i h r e n Erwin sagte sie — und ließe sich ihre Gefühle nicht bezahlen! — Dann verließ sie mit schwarz verschwommenen Augen Privatkontor und Firma.

Diese hoffnungsvolle junge Dame war in Wirklichkeit alles andere als das, was sie mit anständige Frau bezeichnete. Sie war nicht umsonst durch die unübertreffliche Schule der verschiedensten Berliner Konfektionsfirmen gegangen und kannte die augenblickliche Konstellation der Häuser Walrond und Schwab zu genau, um nicht zu wissen, was sie damit anzufangen hatte.

Trude Zimmer witterte das ganz große Geschäft ihres Lebens! — Fünfzigtausend Mark — das war erst der Anfang! —

Als sie sich abends in der Jockei-Bar mit Erwin traf, machte sie ihm eine wilde Szene. — Sie habe es ihm immer gesagt, sie müßten sich trennen. Entweder er sei mit Lilith Walrond verlobt und heirate sie oder er käme wieder zu ihr zurück. Aber diesen Zustand ertrage sie nicht länger!

Erwin wußte genau, daß die Trennung von seiner alten Freundin nicht ohne die in diesen Kreisen übliche Abfindungssumme vonstatten gehen würde. Diese Ausgabe scheute er aber, da seine Hochzeit mit Lilith für ihn durchaus noch nicht endgültig feststand.

Sie waren sich seit jener merkwürdigen Nacht in Karnak innerlich noch nicht um einen Schritt nähergekommen. Lilith trug stets ein freundliches, kühles Wesen zur Schau, verletzte ihn nie, vergab sich nichts und ließ nicht die kleinste Intimität aufkommen. — Das war ein Zustand, den er auf die Dauer nicht ertragen konnte. Sein Bestreben, ihre volle Zuneigung zu erringen, schwächte langsam ab. Sein ohnehin nicht auf langen Widerstand geeichtes Naturell suchte anderwärts Ablenkungen. Er war dazu übergegangen, die Zusammenkünfte mit Lilith — ähnlich wie diese selbst — als eine feste bleibende Einrichtung zu betrachten, so wie man früher als Kind jeden Sonntag zu den Großeltern in die Lichtensteiner Allee gegangen war, um Gänsebraten zu essen.

Keineswegs aber wünschte er, sich jetzt von Trude Zimmer zu trennen, mit der er viel mehr inneren Kontakt hatte als er je mit Lilith haben würde.

Mit ihr war er seit drei Jahren befreundet. Mit ihr hatte er die schönsten Tage seines Lebens verbracht, und er wußte, daß sie mit größter Zärtlichkeit an ihm hing. Besonders seit jenem Tage, da er ihre Wahl als Schönheitskönigin gemanagt hatte.

Wenn sie ihm auch manchmal — wie jetzt eben — heftige Auftritte machte, so glich sie doch wieder alles Häßliche durch die Schönheit ihres Körpers aus, der ihn stets aufs neue entzündete.

Sie war so unkompliziert wie Lilith Walrond kompliziert, so bequem wie jene unbequem.

So versuchte er jetzt, die Aufgebrachte zu beruhigen.

„Ich würde mich ohne hinzusehen für dich entscheiden, liebes Kind, aber ich habe leider einen Vater. Du weißt, daß er in diesem Punkte zu bestimmen hat und daß er mich durchaus mit diesem Fisch verheiraten will. Ich kann das Leidensgesicht nicht mehr sehen, das dauernd so tut, als bemühe es sich, freundlich zu mir zu sein!"

„Erwin?" fragte Trude Zimmer plötzlich ganz ruhig „Sprichst du jetzt die volle Wahrheit?"

„Ich müßte lügen, wenn — —"

„Würdest du mich heiraten, wenn du unabhängig wärst?"

„Sofort, Kindchen!"

„Schwörst du?"

„Ich schwöre!"

Sie fiel ihm vor allen Leuten um den Hals und bedeckte sein Gesicht mit Küssen, obwohl sie nichts anderes erwartet hatte. Sie kannte ihren Erwin genau genug und wußte, wie es um ihn stand. Man mußte es nur einmal darauf ankommen lassen!

Dann erzählte sie ihm, was sie heute vormittag mit Walrond im Privatkontor erlebt hatte.

Er war außer sich. Er beschwor, den Alten morgen zur Rechenschaft zu ziehen!

Aber Trude Zimmer wußte Besseres.

Während sie ihren Stuhl ganz dicht an den seinen zog und mit ihren schlanken kühlen Fingern in seinem Haar spielte, flüsterte sie ihm Worte ins Ohr, die ihn aufhorchen ließen und sein Gesicht allmählich erhellten. —

Auch Felix Moll hätte seine Freude an diesen Worten gehabt, wenn er sie gehört hätte. — Er war sowieso auf seinen Chef nicht allzu gut zu sprechen, der ihm heute in einem ekelhaft eiskalten Ton mitgeteilt hatte, daß er in Zukunft die Beträge für sportliche Unterstützung seiner Angestellten selber zu regulieren wünsche. —

Weiß der Teufel, wie er wieder dahinter gekommen war, daß das Honorar des Herrn Ywä vom Konto „Walrond-Eildienst" abgezweigt worden war! — —

*

„Ich sehe ihn schon", rief Mogi und stellte sich auf die Zehenspitzen.

Martin folgte mit den Augen der Richtung, die sie ihm wies, und erkannte auf dem Schienengewirr den kleinen schwarzen Punkt mit der weißen quellenden Rauchfahne darüber.

Ja, das war er — der FD-Zug nach Amsterdam, der ihn in drei Minuten von der Seite eines Menschen wegreißen wollte, mit dem er bis heute die Tage seines Lebens geteilt hatte. Martin hatte plötzlich das Gefühl, daß es unmöglich war, ohne Mogi zu leben. Der Gedanke der Trennung überfiel ihn mit der tückischen Plötzlichkeit, mit der alle unabwendbaren Dinge überraschend und unentrinnbar nahe an uns herantreten.

Sein festgeschlossener Mund öffnete sich zitternd, aber er konnte nicht sprechen.

Er allein und Mogi allein — war das denkbar? — Würde sie allein bleiben? —

Der vorgestrige Besuch fiel ihm ein. Er nahm ihre Hand, die schlaff und eiskalt herunterhing: „Mogi, willst du mir nicht sagen, wer das vorgestern abend war? Dieser Herr — — —"

„Wyngarthen hieß er, du hast ein schlechtes Gedächtnis für Namen."

„Mogi, du weißt genau, ich will nicht wissen, wie er hieß, sondern was er wollte."

„Was er wollte?" Mogis Stimme klang gleichgültig, „er wollte die Meisterschaften gewinnen."

„Was heißt das Mogi — die Meisterschaften —?

„Ja — die du gestern gewonnen hast. Ich hab's ihm ausgeredet."

Martin verstand nicht. — Da hatte einer die Meisterschaften gewinnen wollen — seine Meisterschaften — und sie hatte es ihm ausgeredet? Konnte man das jemand ausreden? —

Er stand neben der Schwester und starrte durch die Glasscheiben der Bahnhofshalle auf die seltsam bunten Bauten des Zoologischen Gartens. Er sah die Häuser nicht und fühlte nicht Mogis Hand, die er immer noch hielt. Seine Gedanken versuchten hilflos den Worten, die er eben gehört hatte, einen Sinn zu geben. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Menschenschieber von Ellis Island.

Weshalb Benjamin Day, der Einwanderungs-Kommissar verhaftet wurde.

Die Insel des Schreckens, die Schicksalsinsel für Hunderte und Tausende von Menschen, die Klippe, an der manche Hoffnung scheiterte, das anscheinend so eiserne und unerschütterliche Ellis Island ist kompromittiert. Keiner ging scheinbar durch die Barrieren von Ellis Island durch, ohne auf Herz und Nieren geprüft zu sein, unerbittlich fiel das entscheidende „refused", wenn auch nur das kleinste Fehlerlein an einem Papier entdeckt wurde. Die blinden Passagiere, die Hoffnungsfrohen, die glaubten, es mit guten Worten machen zu können — sie alle sammelte man in Ellis Island und schickte sie wieder in die Heimat zurück wenn nicht — und das ist das jetzt enthüllte Rätsel von Ellis Island — ein Zauberwort gesprochen wurde, das alle Tore aufspringen ließ oder wenigstens ermöglichte, durch ein Hintertürchen einzuschlüpfen.

Zwei Millionen Dollar verdient.

Benjamin Day war ein kleiner Gott. Day war der mächtigste Mann auf der Insel. Er war der Einwanderungskommissar, der auf Ellis Island saß und durch ein kleines Häkchen, das er hinter einen Namen machte, das künftige Geschick dieses Menschen bestimmte. Er war scheinbar einer der ehrenwertesten Leute in Newyork, aber man hat ihm jetzt etwas Anderes nachgewiesen: Er war bestechlich. Zwei Millionen sind ihm zugeflossen in wenigen Jahren. Diese zwei Millionen Dollar, die ihm von gewisser Seite zugesteckt wurden, waren Korruptionsgelder, die eine Schmugglergesellschaft gern zahlte, denn sie verdiente zweifellos das Doppelte und Dreifache. Die Schmugglergesellschaft schob mit einer eignen Ware: mit Menschen, mit jenen Menschen, die nicht zur Einwanderung zugelassen wurden und die man nun doch noch in die Staaten hineinbrachte.

Die erste Verhaftung in Bremerhaven.

Eine Riesenorganisation, welche die ganze Welt umspannt bezahlte ihn. Die Organisation flog zuerst auf, dann mußte Day folgen. Der Anfang zum Auffliegen dieser großen Bande wurde in Bremerhaven gemacht, als man dort einen Chinesen ermittelte, der in Hamburg wohnte und seine Transporte über deutsche Dampfer leitete. Dann folgte die Verhaftung von Polen, Rumänen und Bulgaren, die in Hamburg eine Fremdenherberge, einen Schlupfwinkel für heimliche Auswanderer unterhielten und die Menschen, die gern nach Amerika wollten, zu hohen Kosten in einem Kohlenbunker hinüberbrachten. Der eine der Polen hatte einen Bruder in Boston, der dort mit großen Leuten in Verbindung stand, die ihm seine dunklen Menschenschiebungen ermöglichten.

Nun ging es Schlag auf Schlag. Die Verhaftungen in Hamburg veranlaßten William Doak, den Sekretär des Arbeitsamtes in Washington, einen Radiovortrag zu halten, in dem er vor Einwanderungen auf Schleichwegen dringend warnte und außerdem so positive Angaben über gewisse bestehende Schmugglerorganisationen machte — daß vier Stunden nach dem Vortrag ein Mann ermordet wurde, in dessen Taschen man Verzeichnisse mit sämtlichen Schiffsanschlüssen fand, mit denen Menschentransporte ankommen sollten. Offenbar hatte die Bande vermutet, dieser bis heute noch Unbekannte habe alles verraten.

Die Verdiener des Menschenschmuggels.

Bei der Durchsuchung eines Bureaus, zu dem der Ermordete die Schlüssel in der Tasche trug, fand man außerdem Listen von Staatsanwälten und hohen Beamten, die alle in direkter oder indirekter Weise an dem Einwanderungsschwindel beteiligt sind.

Unter diesen Papieren fand man auch mancherlei, was Benjamin Day belastete. Er stritt naturgemäß ab. Aber Vorwurf reihte sich an Vorwurf, daß man schließlich Benjamin Day verhaften mußte, so ungern die Behörden es taten, denn er hatte eine außerordentlich angesehene Position und einen beinahe allmächtigen Einfluß. Er kennt alle Geheimnisse der offiziellen und inoffiziellen Kreise und kann jedenfalls den höheren Kreisen mehr schaden als nützen.

Wie es gemacht wurde.

Nach dem Vortrag des Sekretärs Doak meldeten sich Einwanderer zu Hunderten, die aussagten, daß sie für ihre Einreise schwer bezahlt hätten, und andere, die, aufgegriffen und auf die Abschubliste gesetzt, aus Rache sich wehrten und alles verrieten, was geschehen war. Wie sie von ihren Verwandten aus den U. S. A. die ersten Nachrichten bekamen, wie man ihnen schrieb, sie möchten kommen. Gesuche, Anweisungen und schließlich ein dicker, heimlicher Brief, in dem der dunkle Weg beschrieben wurde. Über einen Agenten in Antwerpen, eventuell einen Abstecher nach Hamburg, eine Überreise in einem dunklen Verließ des Schiffes, bis der „Einwanderer" dann auf verbotenen Wegen in das anscheinend gelobte Land einzog.

Von allen Seiten her erfolgten die Einreisen. Alle, die man schmuggelte, mußten zahlen. Und ein Scherflein, von dem, was sie zahlten, floß in die Taschen des Benjamin Day. Bis es runde zwei Millionen Dollar waren. Da endlich brach der Krug, der solange zum Brunnen gegangen war.

Klabautermann.

Skizze von Werner Krueger-Hamburg.

Der Wind strich durch die Kronen der hohen Bäume auf dem Blankeneser Süllberg. Und das Rauschen und Wogen der Blätter ging wie das Atmen eines Riesen über das Land. Alles schrie Befreiung, und alles schrie Sehnsucht, heiße Sehnsucht nach Kampf und Ringen, nach Sturm und Sturzseen, nach Sieg oder Tod! —

Heinz Vollrath hatte abgemustert. Mit einem wehen Blick auf den Bugwimpel seines Schiffes und einem Ischariotdruck der weißen festen Hand seiner Frau, die mit ihm gegangen war, die sein Anlandbleiben betrieb und die noch in letzter Stunde ein Untreuwerden, ein Ihrervergessen gefürchtet haben mochte. Nun blieb er an Land. Als Bodmer einer Seeversicherungsgesellschaft. Hatte Frau und Kind immer bei sich, sein gutes Auskommen und auch noch einen großen Luxus. Denn der Trieb zum Luxus kommt im Menschen hoch, je nachdenklicher er wird und je selbstversonnener. Sein Luxus aber war die nagende, unbezwingbare Sehnsucht zur See.

Er scheffelte mit den Händen die müden roten Blätter der Spätrose auf dem Fensterbrett und zuckte mit den Lippen, Worte verschluckend, die er zuvor mühsam geformt hatte. Und er schloß die Augen, als sich zwei kühle Hände um seine Stirn legten.

„Das sind die Nächte, Heinz", sagte die Stimme seiner Frau. Er lehnte sich zurück und hielt die Augen geschlossen und spürte den Herzschlag seines Weibes und wunderte sich, wie in einer Menschenfrau Stimme so viel schwingende Seele liegen konnte.

„In diesen Nächten lag ich wach und betete und zitterte und fürchtete mich und küßte deinen Jungen, Heinz, und weinte — —weinte — —"

„Du weintest?" sagte er still und andächtig und scheffelte die Rosenblätter in seinen Händen.

Dan nahm sie die Hände von seinen Augen und beugte die ihren herab, und er sah in zwei dunkle, tiefinnerlich versinkende Teiche, aus deren Grunde heiß und gewaltig der Lichtstrahl der Liebe drang.

Sie war so schön! Mein Himmel, warum denn mußte er sie lieben, er, der nur sie liebte, die See, — — und auch nur sie, diese Frau, sie und sie — und sie und sie — — und eine verfolgte die andere mit dem eifersüchtigen Blick des betrogenen Weibes.

Und dann preßte sie ihre Lippen auf die seinen und warf sich über ihn, und er spürte ihren gestoßenen Atem. „Kann ich denn diese Liebe in dir ersticken. Liebst du sie, deine See? Liebe mich, dein Weib! Ich will wild sein und Sturm und Sturzsee wie der blanke Hans zur Novemberzeit und lindleis, zärtlich, einschläfernd wie die See von Biscaya an einem Abend im Mai. — Küß mich! Küß mich! Liebst du mich?" zitterte sie.

Und er küßte sie. —

Nachts aber, als die großen Möbelschatten gleich grotesken Geistern durch das Zimmer irrten, stand er auf und holte aus seiner Tasche das abgestempelte Papier eines Ost-

asiendampfers. Der Steuermann Heinz Vollrath musterte an zu großer Fahrt. Und die Versicherungsgesellschaft hatte ihm Urlaub gegeben. Bereitwillig.

Dann stand er lange vor dem Kinderbettchen und sah auf den kleinen Butzemann herab, dessen Fäuste geballt unter dem blonden Schopfe lagen. Und er konnte sich nicht enthalten, ihn zu küssen. Unwillig verzog der kleine Bursche das Gesicht. Ob er wohl aufgewacht war?

Hastig trat er zurück und stand lange vor der Tür des Schlafzimmers, in dem sein Weib ruhte.

Dann ging er.

Um diese Zeit fuhr eine einsame Frau jäh aus dem Schlaf empor. Und als sie das Bett neben sich unberührt fand, lief sie mit klopfendem Herzen in das Nebenzimmer. Einmal nur schrie sie auf.

Er war fort. —

Keiner aber hatte gesehen, daß ein kleiner Butzemann nachts über das geteerte Boot geisterte, seine sechsjährigen kleinen Beine an den Treppen wund stieß. Einmal hatte er geschrien: „Papa!" Das war, als der Bart seines Vaters ihn wachgekitzelt hatte. Dann aber hielt er den Mund tapfer geschlossen und kämpfte gegen Sturm und Wasser.

Es war ein tapferer kleiner Junge! —

Die Fahrt mit der Barkasse war wahrhaftig kein Zuckerlecken. Vollrath brummte, und die beiden anderen fluchten lästerlich. Als man aber erst in die Fahrrinne 1 kam, den Medensand links liegen ließ und das Feuerschiff 14 von Zeit zu Zeit sichten konnte, Himmelkreuzmillionen — — das war ein Tanz!

„Links halten, ihr Peersköppe!" brüllte Vollrath, und niemand dachte daran, ihm diese Herzlichkeit übel zu nehmen. Es war schon richtig, sie steuerten hartluv auf den Großen Vogelsand los! Na, und mit dem Bekanntschaft machen? Nee, nee, lieber nicht!

Aber die beiden Barmbecker Jungs, sonst wahrhaftig nicht gerade waschlappig, waren total verbiestert. Sie rückten hart an die Kajütsschotte und der lange Fiete, der gestern noch zwei Dänen in Sankt Pauli kunstgerecht verbolzt hatte, schrie auf: „Himmel noch mal! Da stöhnt was an Bord!"

Es stimmte. Von achtern her drang ein herzzerreißendes Stöhnen. So, als läge irgend jemand dort in den letzten Zügen. Vollrath sah mit scharfen Augen hinüber und erkannte in Nacht und Sturm eine kleine zusammengekrümmte Gestalt. Und er zuckte zusammen. Seeleute sind immer abergläubisch, und selbst der sonst so aufgeweckte Vollrath glaubte an schlechte Ohmen und Schiffsgeister.

Schon aber hatte der rote Auschi den kleinen Körper da hinten, der im Wellengang hoch und unter stieg, gesehen und kreischte laut auf: „Klabautermann an Bord!"

„Steuermann, ich spring über Bord!" jammerte der lange Fiete.

„Augenblick!" brüllte da Vollrath sinnlos vor Angst. „Augenblick! Ich werde dem da gleich helfen — — —" Und er zog den Revolver.

Jäh aber ließ er ihn sinken. Er hatte einen schwachen Aufschrei gehört „Papa!" Er sprang auf, navigierte unter Lebensgefahr über die Motorschotten und hielt aufschreiend seinen Butzemann im Arm: „Butzemann, niederträchtiger, ganz infamer, was machst du denn hier?" — —

Die „Niobe" war schon auf hoher See, als der Steuermann Vollrath wieder in Blankenese eintraf. Er hatte sich abmustern lassen, „dringender Familienereignisse" wegen. Und stand nun, die Mütze auf einem Ohr, breit und verlegen vor seiner Frau, die ihren verlorengeglaubten Jungen abküßte.

„Das Seefahren hat er bestimmt von mir geerbt, Hertha, daran ist nichts zu ändern!" knurrte er.

Ihre Lippen zuckten. „Auch er wird mir dereinst davon fahren, genau wie du."

Dann aber legte sie die Arme um seinen Hals. „Muster nur wieder an, Heinz, und fahre! Ich sehe, du hast eine starke Geliebte, deine See ist stärker als du. Und auch der Junge wird zur See fahren. Ich will eure Liebe mit der See teilen. Vielleicht ist sie dann menschlich, eure See, und gibt mir euch wieder."

Herbst.

Die Welt ist so wundervoll
Im heit'ren Verblüh'n.
Die kleinen Gärten sind toll
Mit Sprühen und Glühen.

Jeder Tag ist ein Abschiedsfest,
Wo die Sorgen verfliegen,
Wo sich frei einmal sagen läßt,
Was sonst verschwiegen.

Alle Schalen voll Duftgemisch:
Reseden und Rosen!
Das Leben so jugendfrisch
Trotz der Herbstzeitlosen!

Sternnächte, klar wie nie.
Und Zugvogelscharen.
Der Wind ist voll Melodie,
Voll Jagdfanfaren.

Frida Schanz.



Bunte Chronik



*** Die ersten Theaterkritiken.** Theaterkritiken gehören heute zum Hauptbestandteil der Zeitungen, und man kann sich kaum eine Zeit denken, wo die darstellende und dichterische Kunst existierte, ohne dem Kreuzfeuer der Kritik ausgesetzt gewesen zu sein. Gleichwohl ist die Theaterkritik nicht von so ehrwürdigem Alter, daß Sprach- und Literaturforscher alte Urkunden aus archivalischem Schutt herausgraben müßten. Die ersten abgesonderten Theaterbeurteilungen in Deutschland erschienen erst im Jahre 1755, wenn auch schon vorher die Schauspielkunst in literarischen Zeitschriften neben anderen Gegenständen der Kunst und Wissenschaft besprochen worden war. 1755 wurden in Leipzig Schilderungen der Kochschen Bühne, die erste Leipziger Dramaturgie, herausgegeben, und damit der Kritik von Haus aus die Antikritik nicht fehle, erschienen gleichzeitig Gegenschilderungen und „Vernünftige Gedanken über den Zustand der Kochschen Bühne". Das größere Publikum begann sich für die Kritik der Schauspielkunst zu interessieren, deren Wiege an der Pleiße stand.

*** Soll der Künstler mit dem Fälscher gehen?** Daß Künstler aus Not zu Bilderfälschern werden, ist heute durchaus keine Seltenheit. Dagegen dürfte es — wenigstens zunächst noch — einzig dastehen, daß ein anerkannter Maler Werke aufkauft, die fälschlich unter seinem Namen laufen. Der Pariser Berichterstatter einer Wiener Zeitung berichtet nämlich, daß in einem Schweizer Dorfe geradezu fabrikmäßig Gemälde hergestellt werden, die man als Schöpfungen des bekannten Franzosen Matthis ausgibt. Und diese Fälschungen seien so vorzüglich, daß der Meister selbst durchaus kein Bedenken trage, diese Nachahmungen seiner Werke von der ihm wohlbekannten Fälscherfabrik käuflich zu erwerben. Da kann man mit Otto Reuter sagen: „Ich wundere mich über gar nischt mehr."

*** Den Einbrecher mit einem Kuß empfangen.** Vor einigen Tagen, abends, hörte ein Straßenbahnschaffner, der allein zu Hause war und auf seine Frau wartete, die ins Kino gegangen war, gegen Mitternacht, wie die Straßentür an seiner Wohnung geöffnet wurde. Im Glauben, es sei seine Frau, stellte er sich hinter die Wohnzimmertür, knipste das Licht aus und fiel seiner vermeintlichen Frau, als jemand in das Zimmer trat, um den Hals und küßte sie herzhaft auf beide Wangen. Aber der Kuß wurde nicht erwidert; er erhielt vielmehr einen heftigen Schlag auf den Kopf, so daß er im ersten Moment nicht wußte, was los war. Gleich darauf hörte er, wie jemand schnell durch den Gang der Haustür zurannte. Er lief dem Flüchtling nach, und es gelang ihm, ihn zu packen. Da erst erkannte der Schaffner, daß es ein Einbrecher gewesen war, den er so herzlich begrüßt hatte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.